

duction, in: dies., Hrsg. *Political anthropology*, Chicago 1967, S. 1 ff., bes. S. 3). Dieser Mangel an kritischer Breite wird zudem noch durch eine unverständliche Polemik gegen das „idealtypologisierende“ Verfahren Max Weberscher Orientierung (S. 10 — Trappe verweist hier auf die Arbeiten von E. Sulzmann, *Die bokopo-Herrschaft der Bolia*, in: ARSP 1959, S. 389 ff., und E. W. Müller, *Eine zentralafrikanische Herrschaftsinstitution in idealtypischer Betrachtung*, in: ARSP 1957, S. 287 ff. — siehe auch S. 30 f., verdeutlicht: „In dem Bestreben, ein getreues Abbild irgendwelcher ethnischer Einheiten zu bieten, wurde auf die Behandlung von Fremdeinwirkungen — nicht nur derjenigen aus der Kolonialepoche — weithin verzichtet, wurde auch zur Gewinnung einer ‚rein-‘ oder ‚idealtypischen‘ vermeintlich aktuellen Form des Forschungsobjektes auf historische Quellen, meist mündliche Überlieferungen zurückgegriffen, im Grunde zur Ergänzung des heute noch empirisch Faßbaren; . . .“ (S. 10). Ein solches Verfahren sei bestenfalls für eine historische Fragestellung nützlich, nicht jedoch, um ein angemessenes Abbild der heutigen Situation zu erhalten; indem die Vergangenheit in die heutige Lage projiziert werde, werde letztere verfälscht. Die Zeichnung von Sozialstrukturen in der Art, daß sie weder das Heute abbildete, noch einen sicheren Befund des Gestern böten, sei für Wissenschaft und Entwicklungspolitik nur bedingt brauchbar. Wer mit der Wissenschaftstheorie Max Webers vertraut ist, weiß, daß dies, was Trappe negativ akzentuierend als Verfälschung bezeichnet, in der Lehre vom Idealtyp als *conditio sine qua non* soziologischen Verfahrens sichtbar und für den empirischen Bezug operationalisierbar gemacht wird. Das Mißverständnis Trappes ist um so bedauerlicher als er in seiner methodologischen Schlußbemerkung unter Bezugnahme auf das Konzept des Totalphänomens nach M. Mauss folgendes bemerkt: „Die Struktur der Gesamtgesellschaft oder eines ‚Totalphänomens‘ läßt sich in der Regel nicht ‚monistisch‘, nämlich durch eine Determinante, erklären;

sie ist aus mehreren Teilstrukturen zusammengesetzt. Eine oder einige Determinanten können jedoch in einem Totalphänomen beherrschend, ausschlaggebend, von besonderem Gewicht für den Fragestellenden sein (S. 11).“ Das ist nichts anderes als das Eingeständnis der Abhängigkeit der Empirie von Theorie. Wozu also dann die Kritik am idealtypisierenden Verfahren?

Manfred O. Hinz

HEINZ-GÜNTER GEIS

**Die Geld- und Banksysteme der Staaten Westafrikas**

ERNST-JOSEF PAUW

**Das Bankwesen in Ostafrika**

Ifo-Institut für Wirtschaftsforschung, München, Afrika-Studien, Bd. 20 und Bd. 35, Weltforum-Verlag, München 1967 und 1969, 428 bzw. 278 Seiten.

Das Angebot wirtschaftswissenschaftlicher Analysen über Afrika ist im deutschsprachigen Schrifttum nicht eben groß, noch dazu, wenn es sich um die Bearbeitung eines ganz bestimmten wichtigen Sektors der Wirtschaft in einem zusammenhängenden Raum handelt. Der monetäre und der kreditinstitutionelle Teil einer Wirtschaft eines Entwicklungslandes sind zwei der wichtigsten Faktoren für dessen Fortschritt, und Westafrika ist gerade wegen seiner kolonialhistorischen Vielfalt ein reizvoller Rahmen für eine Untersuchung. Man sollte also H.-G. Geis danken, daß er im Rahmen der traditionsreichen Reihe des Ifo-Instituts sich einer solchen sicher nicht leichten Aufgabe unterzogen hat. Das von ihm zusammengetragene Material — rund 500 Quellennachweise umfaßt das 27seitige Literaturverzeichnis — dürfte in dieser Konzentration einmalig sein. Auch der 37seitige Tabellenanhang ist recht nützlich. Wenn auch die Angaben schnell veralten, bie-

ten sie interessante Vergleichsmöglichkeiten, meist bis 1965.

Im ersten Teil stellt der Verfasser zunächst einige theoretische Überlegungen an den Anfang, denn „die Struktur von Banksystemen, insbesondere von ausländischen Banksystemen, ist in der theoretischen und empirischen Forschung der Wirtschaftswissenschaften ein relativ vernachlässigtes Gebiet“ (27). Ein wohl nicht unberechtigter Hinweis auf die nationale oder bestenfalls euro-zentrische Beschränkung so mancher Wissenschaftszweige.

Der Verfasser setzt sich zum Ziel, eine empirische Beschreibung, eine Analyse der gegenwärtigen Strukturen der Banksysteme zu geben, und zwar nach einheitlichen Gesichtspunkten. Dabei ist er sich von vornherein darüber im klaren, daß bei der Unterschiedlichkeit der einzelnen Länder Westafrikas kein auch nur annähernd gleicher Informationsstatus erreicht werden kann, weder was die Verlässlichkeit, noch was die Aktualität betrifft. Die Untersuchung kann deswegen nur eine Zwischenbilanz sein, zumal die Strukturen der Geld- und Banksysteme Westafrikas noch völlig ungefestigt und im Aufbau sind.

Noch vor einem Jahrzehnt waren London und Paris und in gewissem Sinne auch in New York die wichtigsten Bankplätze Westafrikas, und die meisten Länder standen noch auf der Schwelle zur Unabhängigkeit. Geis versteht unter Westafrika folgende Staaten: Dohome, Elfenbeinküste, Gambia, Ghana, Guinea, Liberia, Mali, Mauretanien, Niger, Nigeria, Obervolta, Senegal, Sierra Leone und Togo, d. h. er bezieht die portugiesischen und spanischen Gebiete nicht mit ein, was wegen ihrer geringeren Bedeutung und ihrer kolonialen Verfassung wohl auch berechtigt ist.

Die Differenziertheit dieser Staaten wird schon durch die Tatsache verdeutlicht, daß die Hälfte der Bevölkerung dieses Raumes auf Nigeria konzentriert ist. Eine Rangfolge ergibt sich durch die Merkmale Pro-Kopf-Einkommen und Pro-Kopf-Export und

zeigt Elfenbeinküste, Ghana und Senegal an der Spitze, Niger, Obervolta und Mali am anderen Ende der Skala (55).

Ein wichtiges Merkmal dieser und aller Entwicklungsländer ist das schroffe Auseinanderklaffen der dem Fortschritt zugewandten Wirtschaft und Gesellschaft auf der einen Seite und der Subsistenzwirtschaft mit einer stagnierenden traditionellen Lebensform auf der anderen. Während der vierhundert Jahre vor 1850 ist es lediglich der Küstenhandel, der Westafrika mit der Weltwirtschaft verknüpft. Das Jahrhundert der zielbewußten Kolonialisierung intensiviert diese Verknüpfung, wenn auch sehr einseitig. Die Wirtschaft Westafrikas ist nun durch Agrarexport, Konsumgüterimport und den traditionellen Bereich der Subsistenzwirtschaft charakterisiert. Die Monetisierung der Wirtschaft setzt erst in diesem Jahrhundert ein, behindert nicht zuletzt durch den Tauschhandel europäischer Handelshäuser.

In Westafrika von moderner Wirtschaft zu sprechen, fällt schwer, es sei denn, daß man das Ungleichgewicht der öffentlichen Finanzen wie auch der Handelsbilanz oder die Verschuldung im Inland und gegenüber dem Ausland sowie die Instabilität der Währung durch ein ambitiöses Staatsbudget als Merkmale dafür ansieht — mit der lobenswerten Ausnahme der Elfenbeinküste.

Daran ändert auch nichts, daß bereits 1853 in Dakar die Banque du Sénégal gegründet wird, denn noch um 1900 gibt es lediglich 5 Niederlassungen der Bank of British West Africa und der Banque de l'Afrique Occidentale an der langen Küste Westafrikas. Erst in der Zeit kurz vor und nach dem Zweiten Weltkrieg werden in den meisten Ländern Umrisse eines Banksystems sichtbar. Nur Nigeria und Ghana sind ihren Nachbarn um etwa 40 Jahre voraus. Die Sahara-Anlieger dagegen beginnen erst nach ihrer Unabhängigkeit mit dem Aufbau eines Banksystems (73).

Der Unterschied zwischen der briti-

schen und der französischen Kolonialpolitik läßt sich auch im Bereich des Bankwesens deutlich ablesen: in den britischen Gebieten herrscht eher eine „föderalistische“ Form vor, während die Franzosen dem Zentralismus und der planification den Vorrang geben und damit der Allgegenwart des französischen Staates. Geis beschreibt ausführlich das Bankwesen der Einflußsphäre beider Kolonialmächte und kommt zu dem Schluß, daß bei aller Unterschiedlichkeit auch eine ganze Reihe gemeinsamer wichtiger Merkmale vorliegt. Die Entscheidungszentren wie die Kreditmärkte selbst liegen in den sogenannten „Mutterländern“ und nicht in Afrika; die Banksysteme weisen eine nur geringe lokale Integration auf; wichtige und wichtigste Bankaufgaben werden von Institutionen wahrgenommen, die gar nicht zum Banksystem selbst gehören; ausländische Kunden und Außenhandel werden bevorzugt; der Geld- und Kapitalexport spielt eine erhebliche Rolle (137). An dieser Praxis entzündete sich selbstverständlich nicht selten die Kritik, ohne daß jedoch in der nachkolonialen Zeit die wesentlichsten Mängel des Systems hätten beseitigt werden können. Geis wendet sich dann der detaillierten Beschreibung und Analyse der einzelnen Banksysteme zu, und zwar den „liberalen Banksystemen nach angelsächsischem Muster“ und der „Westafrikanischen Währungsunion mit Banksystemen nach französischem Muster“. Ghana, Guinea und Mali wird ein besonderer Abschnitt „Banksysteme mit planwirtschaftlichen Zügen“ gewidmet.

Geis kommt im letzten Teil seines Werkes zu einer ganzen Reihe von Schlüssen, die sich z. T. auf allgemeine Strukturfragen richten, z. T. einzelne Banktypen in ihrer grundsätzlichen Bedeutung analysieren.

Nach der Erlangung der Unabhängigkeit weisen die 14 Geld- und Banksysteme eine erhebliche Heterogenität in ihren Institutionen auf, auch die monetären und finanziellen Bindungen an die ehemaligen Kolonialmächte sind

sehr unterschiedlich. Neue Währungsgrenzen entstehen, neue Zentralbanken; Auslandsbanken erfahren verschieden starke Einengungen ihrer Bewegungsfreiheit. Die Wirtschaft der Länder richtet sich auf eine mehr oder weniger starke Umorientierung im Außenhandel ein.

Gemeinsam ist jedoch das nur langsame Zurückweichen des Sektors Subsistenzwirtschaft gegenüber einer modernen Geld- und Kreditwirtschaft. Ausnahmen bilden dabei lediglich Elfenbeinküste, Ghana, Nigeria und Senegal. Gemeinsam ist auch der Mangel an afrikanischen Privatbankiers und afrikanischem Privatkapital (358). Worauf der Verfasser nicht weiter eingeht, ist die Frage der Affinität des Westafrikaners zur Geldwirtschaft, eine Frage, die allerdings eine eigene Untersuchung erfordern würde. So bleibt jedenfalls das westafrikanische Banksystem auslandsabhängig und auslandsbezogen und damit schwierig lenkbar und mit der einzelstaatlichen Entwicklungspolitik zu koordinieren.

Geis führt den chronischen Kapitalmangel „zu einem erheblichen Teil auf institutionelle Mängel zurück“. Inländisches Geldkapital wird von einer gewissen Menge an allzuleicht zu Fluchtkapital, sofern keine Zwangsmaßnahmen ergriffen und diese wiederum nicht umgangen werden. Das künstlich niedrig gehaltene Zinsniveau ist alles andere als ein Anreiz für private Geldkapitalimporte und Investitionen (359).

Die westafrikanischen Banksysteme weisen einen charakteristischen „Wildwuchs“ auf und bilden keine Komponenten zur Privatwirtschaft. Auch ihre Koordination mit der Wirtschafts- und Entwicklungspolitik ist schwierig. Wenn sie auch zu den jüngsten unter den Banksystemen der Entwicklungsländer gehören, so sucht man doch meist vergeblich nach verwerteten Erfahrungen der Industrieländer oder anderer Entwicklungsländer, wie sie in Fülle vorliegen. Geis sieht mit Recht Westafrika als ein Experimentierfeld für Banksysteme und -institutionen

französischer, angelsächsischer und auch osteuropäischer Provenienz, wobei die Entscheidung für das eine oder andere Modell eher von politischen Zufällen abhängt als von rationalen Entschlüssen (361). Ein Experimentierfeld würde allerdings eine gewisse Zielstrebigkeit in jenem „Wildwuchs“ vermuten lassen, der ja gerade fehlt. Eher dürfte es sich darum handeln, ob das einzelne Land einer mehr oder weniger liberalen Wirtschaftspolitik den Vorzug gibt oder planwirtschaftlichen Vorstellungen, wie sie gerade unter Militärregimen üblich sind. Die französische und die angelsächsische Gruppe der Banksysteme ist lediglich ein Symptom für die Tatsache, daß die Erbschaft der Kolonialmächte in Afrika keineswegs nur in — bemerkenswert stabilen — Staatsgrenzen liegt, zumal von afrikanischer Seite selbst der französisch-angelsächsische Dualismus gepflegt wird.

Das ostafrikanische Pendant zu der Analyse von Geis unterscheidet sich in mancher Hinsicht von der Arbeit über Westafrika: durch die Beschränkung auf den leichter überschaubaren Bereich der drei Länder Kenia, Tansania, Uganda und eine dadurch gegebene leichtere Überschaubarkeit des Stoffes bei aller Unterschiedlichkeit der Mitglieder jener Ostafrikanischen Gemeinschaft. Eine Einbeziehung etwa Äthiopiens, Somalias, des Afar-Isaa-Territoriums oder auch Mosambiks hätte in der Tat ein Gesamtbild nicht entstehen lassen und nur eine quantitative Bereicherung gebracht.

Einerseits ist es lobenswert, daß nun ein deutschsprachiges Werk über einen der wichtigsten Wirtschaftssektoren gerade in diesem Teil Afrikas vorliegt, andererseits konnten bei dem kürzlich erschienenen Werk die Auswirkungen und Grenzen der Effizienz der Ostafrikanischen Gemeinschaft nur unvollkommen berücksichtigt werden. Das wäre wohl frühestens in einigen Jahren möglich. Vielleicht gibt eine spätere Neuauflage dazu Gelegenheit.

Eigentlich ist es verwunderlich, daß „das Thema dieser Arbeit . . . weder

in der deutschen noch in der angelsächsischen Literatur in extenso behandelt worden“ ist (11). Die Schwierigkeit, die entsprechenden Materialmengen aus den oft recht schwierig zugänglichen Quellen zusammenzutragen, ist sicher mit Schuld daran. Pauw weist mit Recht schon im Vorwort auf die „teilweise rigoros enge Publizitätsauffassung vieler Institute (insbesondere der Geschäftsbanken)“ hin (11). Hinzu kommt wohl auch die vom Verfasser erfreulicherweise deutlich herausgearbeitete Einstellung des „Es-läuft-ja“, die weite Teile der Praxis beherrscht und die offensichtlich auch bis in die Wissenschaft der an sich besonders interessierten Länder hineinreicht.

Pauw beleuchtet das ostafrikanische Bankwesen im wesentlichen von vier Seiten her: 1. hinsichtlich seiner Struktur, 2. seines Leistungspotentials und dessen Beeinflussung von den gesamtwirtschaftlichen und politischen Gegebenheiten her sowie durch Geschichte, klimatische und geographische Daten, 3. hinsichtlich einer „Afrikanisierung“ des Bankpersonals und der Bankkunden sowie 4. der tatsächlichen Effizienz für den wirtschaftlich-politischen Fortschritt der drei Länder.

Nach einem Überblick über die geographische, bevölkerungsstrukturelle, historische, wirtschaftliche, ausbildungsmäßige und finanzpolitische Einbettung der drei Banksysteme und ihrer Gemeinsamkeiten stellt der Verfasser die Entwicklung des monetären Systems von den Anfängen bis zur Gegenwart dar. Den größten Umfang erhält die Analyse der aktuellen Situation des Bankwesens. Die Zentralbanken, die Bankpolitik der drei Regierungen, die Tätigkeit der Handelsbanken, der Spezialbanken sowie anderer Kreditinstitute werden hier ausführlich dargestellt. Eine kritische Würdigung bildet den Abschluß. Ein mit der Arbeit über Westafrika vergleichbarer Anhang mit Statistiken (allerdings überwiegend nur bis 1966 reichend) und mehr als dreihundert Literaturangaben ergänzen die Tabellen im Text.

Die Eigenart der ostafrikanischen Drei-

heit in Politik, Wirtschaft und daher auch im Bankwesen besteht darin, daß die Gemeinsamkeiten der so oft geschmähten Kolonialzeit zu einem nicht unerheblichen Teil im nation-building-Prozeß abhanden kommen und mehr oder weniger überzeugend durch die 1967 gebildete Ostafrikanische Gemeinschaft rekonstruiert — oder auch weiter abgebaut — werden.

Mit dem Übergang des ehemaligen Deutsch-Ostafrika in britische Mandatsverwaltung entsteht 1919 die East African Currency Board mit den Aufgaben einer Zentralbank für die drei Territorien (44). Diese Institutionen der EACB beherrscht zusammen mit den Handelsbanken britischer, südafrikanischer und indischer Provenienz unbestritten das Feld für fast fünfzig Jahre. Mit der Bildung der Zentralbanken in jedem der nunmehr unabhängigen Staaten im Jahre 1966 ist die Rolle und Funktion der EACB vorbei und die der ausländischen Handelsbanken an einem Wendepunkt angekommen. Daran hatte auch nicht ändern können, daß man in einer gewissen Vorausschau den Hauptsitz der EACB 1960 von London nach Nairobi verlegte (45).

Gerade hier wird die Fehlkalkulation deutlich. Wie in Nigeria hatte man auf die Funktionsfähigkeit einer quasi-föderalistischen Struktur gesetzt, eine Förderation der drei Gebiete durch Institutionen wie eben die EACB und die nization in die Wege leiten wollen und dabei Nairobi immer mehr aufgewertet. Kein Wunder, daß unmittelbar nach der — übrigens nicht gleichzeitigen — Unabhängigkeit der drei Länder der Hegemonieanspruch Nairobi auf den kompromißlosen Widerstand von Dar es-Salam und Kampala stieß. Von Anfang an ist jeder Versuch engerer Zusammenarbeit mehr vom gegenseitigen Mißtrauen her bestimmt als von der Bereitschaft, im Interesse einer größeren Einheit etwas aufzugeben.

Nicht einmal der Übergang vom System der EACB zu dem der drei Zentralbanken verlief einheitlich und koor-

diniert, sondern wurde vom Prestige und den jeweiligen Interessen des Landes bestimmt (68).

Auch in den Bankgesetzen der drei Staaten offenbaren sich im Verhältnis zu den Handelsbanken ähnliche Unterschiedlichkeiten wie in der Bankpolitik überhaupt. Schon der Begriff der Bank wird verschieden interpretiert. Kein Wunder, daß die strukturelle Verschiedenheit der sich darauf gründenden Banken den Weg zu einem koordinierten oder wenigstens koordinierbaren Banksystem für Ostafrika weitgehend verbaut.

Dabei hätte gerade in Ostafrika sich durchaus eine andere Entwicklung durchsetzen können, denn die Handelsbanken entstehen hier erst in einem fortgeschrittenen Stadium der wirtschaftlichen Entwicklung sowohl der Kolonialmächte als auch der damaligen Kolonien. 1893 bzw. 1896 entstehen die ersten Filialen der National and Grindlays Bank (damals National Bank of India) auf Zanzibar und in Mombasa. 1911 folgt die Standard Bank of South Africa. In der deutschen Kolonie beginnen die Deutsch-Ostafrikanische Bank (1905) und die Handelsbank für Ostafrika (1911) ihre Tätigkeit. 1925 entsteht aus The National Bank of South Africa und zwei anderen Instituten die Barclays Bank DCO. Noch 1951 steigt eine niederländische Gruppe in das Ostafrikageschäft, es folgen indische, pakistanische, britisch-französische Banken. Das Bankwesen entwickelt sich dabei nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ, denn die Ausweitung des Filialnetzes besonders der drei führenden britischen Banken erschließt auch das Hinterland für eine moderne monetäre Wirtschaft. Die auffallende Verdichtung des Filialnetzes besonders in Kenia ist dabei wiederum Symptom der wirtschaftlichen Präponderanz dieses Landes (57).

Allerdings ist unverkennbar, daß auch heute noch — abgesehen von Tansania — das Bankwesen in Kenia und Uganda von Banken dominiert wird, deren Zentralen nicht im Lande, son-



dern in Übersee liegen. Deutlich ist das Vorbild des britischen Bankwesens auch in der Gegenwart. Jedoch ist die Position der privaten Handelsbanken durch die Gegebenheiten der staatlichen Wirtschaftspolitik und durch deren Ergänzung durch die Politik der Zentralbanken von Grund auf geschwächt. Das wird an der Kritik sichtbar, die in den Ländern an den ausländischen Handelsbanken geübt wird. Sie richtet sich auf die Leistungen die Preise, die Kosten, die Personalpolitik. In der Tat begeben sich diese Banken durchweg der Möglichkeiten für den wirtschaftlichen Fortschritt ihrer Gastländer — so muß man es wohl formulieren —, wenn sie lediglich den kurzfristigen Kredit pflegen und sich gerade bei dem für Landwirtschaft und Kleinindustrie wichtigen mittel- und langfristigen Kredit nicht für zuständig halten. Die Folgen dieser Politik sind verschieden. In Tansania führte sie zur völlig überraschenden Verstaatlichung aller ausländischen Banken 1967 nach der Arusha Declaration über den afrikanischen Sozialismus. Hier übernahm The National Bank of Commerce die Geschäfte aller Handelsbanken, außer der People's Bank of Zanzibar (124 ff.). Der Schritt Tansanias blieb bislang ein Einzelfall in Ostafrika, und die Regierungen von Kenia, Uganda und auch Malawi beeilten sich deutlich zu machen, daß sie nicht daran dächten, ähnliche Maßnahmen zu ergreifen, schon um nicht ausländische Investitionen und Experten abzuschrecken. Andererseits hat aber Uganda eine staatliche Handelsbank gegründet: die Uganda Commercial Bank. Es scheint überhaupt, als ob die künftige Entwicklung eher auf ein vorerst begrenztes Unterlaufen der ausländischen Banken hinausläuft. Jedenfalls deutet die Entwicklung verschiedener Spezialbanken darauf hin. Eine Arbeitsteilung beginnt sich durchzusetzen, die etwa folgende Bereiche erfaßt: Teilzahlungsfinanzierung, Bausparen, Landwirtschaftlicher Kredit, Förderung von Industrie, Handel und Tourismus. Hinzu kommen noch das

Bankinstitut der religiösen Gruppe der Ismaeliten und die East African Development Bank. Gerade dieses Institut wird wegen seiner erheblichen Kapitalausstattung (20 Millionen) ein Gradmesser für die Effizienz der ostafrikanischen Zusammenarbeit sein. Ergänzt werden die Tätigkeiten dieser Bank durch die ausländischen und internationalen Entwicklungsgesellschaften aus dem Bereich der Weltbank, des Commonwealth und der drei großen Handelsbanken (172 ff.).

Eine ostafrikanische Besonderheit ist die große Bedeutung der Postsparkassen, 1926 bereits in Kenia nach britischem Muster eingeführt, wo auch jetzt noch ihr Schwerpunkt liegt. In Ostafrika gibt es insgesamt rund 700 Postämter mit den entsprechenden Einrichtungen der Postsparkasse. Dadurch hat die Postsparkasse geradezu eine Pionierrolle bei der Monetisierung der Wirtschaft übernommen. Das Genossenschaftswesen wirkt durch seine Banken und die genossenschaftlichen Spar- und Kreditvereine vor allem im Bereich der Landwirtschaft. Sie entstanden vor allem nach dem Ersten Weltkrieg und werden durch die Regierungen der unabhängigen Staaten nachdrücklich gefördert. Zur Vervollständigung des Bildes des gegenwärtigen ostafrikanischen Bankwesens sind schließlich noch die Versicherungsgesellschaften und ihre Tätigkeit im langfristigen Kreditgeschäft, die Marketing Boards, die langsam entstehenden Geld- und Kapitalmärkte sowie — last but not least! — der sogenannte „unorganisierte Kreditsektor“, sprich die Export- und Importhäuser, der gesamte Groß- und Einzelhandel sowie der Bereich der Geldverleiher zu erwähnen.

Ein Rückblick auf die Entwicklung des Bankwesens in den drei Ländern macht die Schwierigkeiten deutlich, die mit dem Übergang von einer Wirtschaft der einseitigen Orientierung auf den Außenhandel, den Export von im wesentlichen landwirtschaftlichen Produkten, den Import von Konsum- und Investitionsgütern aller Art hin auf eine Wirtschaft der nationalen Ent-

wicklung verbunden sind. So war auch der monetäre und bankinstitutionelle Apparat, den die unabhängig gewordenen Länder übernahmen, auf das Übergewicht des Außenhandels hin orientiert. Nunmehr ist vor allem der mittel- und langfristige Kredit in den Vordergrund getreten, der während der Kolonialzeit kaum zum Zuge kommen konnte. Pauw nennt als die drei wichtigsten Merkmale für die Verbesserung der monetären Infrastruktur: die Errichtung von Zentralbanken mit einem sehr umfangreichen währungspolitischen Instrumentarium, die Errichtung staatlicher Handelsbanken und Genossenschaftsbanken, die Ausdehnung der Devisenbewirtschaftung gegenüber dem Sterlinggebiet zur Unterbindung der — anfangs erheblichen — Kapitalflucht.

Der Verfasser kritisiert mit Recht die Haltung des „wait-and-see“ bei Ereignissen wie der Verstaatlichung der Handelsbanken in Tansania und bemängelt den unzureichenden Denkaufwand der Auslandsbanken hinsichtlich einer Anpassung an die veränderten Verhältnisse. Ein stärkeres geschäftspolitisches Engagement würde nach seiner Meinung besser sein. Auch die „Afrikanisierung“ der mittleren und oberen Positionen würde die Kritik an den ausländischen Banken entkräften. Allerdings müßte hier nicht nur die Einsicht der Banken zunehmen, sondern auch die Qualität des Ausbildungsstandes der entsprechenden afrikanischen Kader. Eine Diskriminierung der ausländischen Banken oder auch der asiatischen Minderheiten in diesem Wirtschaftszweig durch die Regierungen könnte sich in diesem Zusammenhang zum Nachteil der Länder selbst erweisen und die schwierige Aufgabe des wirtschaftlichen Aufbaues in den drei Ländern wie auch der Ostafrikanischen Gemeinschaft in einem noch frühen Entwicklungsstadium Schaden zufügen.

Rudolf Ullner

GERALD E. FITZGERALD

**The Constitutions of Latin America**

Chicago 1968, 242 S.

(A Gateway edition,  
Henry Regnery Company)

Im Jahre 1948 erschien in Chicago ein von R. H. Fitzgibbon betreutes Sammelwerk mit dem Titel „The Constitutions of the Americas“ im Umfang von 847 Seiten. Der Band druckte die damals geltenden Verfassungen aller 22 Staaten des amerikanischen Kontinents mit kurzen Einführungen, Bibliographie und Register ab. Zwanzig Jahre später erschien wiederum in Chicago der vorliegende Band. Nach dem Titel dürfte man vermuten, daß darin die Verfassungen der 20 lateinamerikanischen Staaten nach dem Stande des Jahres 1968 zu finden sein würden. Da seit 1948 fast alle iberoamerikanischen Republiken neue Verfassungen erlassen haben, wäre ein Sammelwerk nach dem Vorbild von Fitzgibbon sehr willkommen, besonders auch für den des Spanischen nicht mächtigen Lesers. Wer einen solchen Sammelband in der Ausgabe von Fitzgerald erwartet, wird enttäuscht werden. Wie aus dem Titel in keiner Weise ersichtlich ist, handelt es sich bei dem vorliegenden Band um eine Auswahl, die von 20 Staaten nicht viel mehr als ein Viertel behandelt, nämlich Chile, Columbien, Costa Rica, Salvador, Mexico, Venezuela. Der Herausgeber wählte diese sechs Texte repräsentativ aus: von den vier Bundesstaaten behandelt er zwei, und zwar einen in Süd- und einen in Mittelamerika (Venezuela, Mexico); von den 16 Einheitsstaaten nimmt er zwei aus Süd- und zwei aus Mittel-Amerika. So verteilen sich die sechs ausgewählten Staaten mathematisch exakt auf die zehn süd- und die zehn mittelamerikanischen Staaten im Verhältnis 3:3, wobei jeweils Einheits- und Bundesstaat im Verhältnis 2:1 vertreten sind. Als Rechenexempel ist dagegen nichts einzuwenden, über den Nutzen einer solchen Auswahl läßt sich dagegen streiten. Selbst wenn man überhaupt einen Sinn in solchen Auswahlbänden erblicken will, könnte man zu-